

HEIMATKUNDE MIT FOLGEN

Ostdeutsche Erfahrungen zwischen Himmel und Hölle

Bei einer ersten Lektüre einzelner Kapitel in Thomas Brose's Buch «Zwischen Himmel und Erde. Christen sein in einer säkularen Welt» hat man die Empfindung des leichthin und beiläufig Niedergeschriebenen, wie es manchen Kindheitserinnerungen eigen ist. Mit Kindheitserinnerungen setzt der Autor auch ein. Was er dabei erinnert, mag vielen aus ihrer frühen Schulzeit vertraut sein: ein Schulausflug, eine Belobigung durch die Schulleitung. Thomas Brose schildert solche Erlebnisse als Vorgänge, in denen ihm die Gespaltenheit der Existenz eines Kindes und Jugendlichen in der DDR klar wurde. Wesentlich geprägt waren für ihn diese Entfremdungserfahrungen durch seine Herkunft aus einer katholischen Familie und durch sein Engagement in Pfarr- und Studentengemeinde. Das, was als leichthin und beiläufig niedergeschrieben erscheint, erweist sich plötzlich als einer eingehenden Erinnerungsarbeit abgerungen. Doch vermag dies den ersten Eindruck nicht endgültig auszulöschen.

Thomas Brose gliedert die Erinnerungen, Beobachtungen und Darlegungen seines Buches in einen Dreischritt. Im Teil, der die Überschrift «Zugang: Himmel – Hölle – Heimatkunde» trägt, beschreibt er sehr persönlich die Konsequenzen, die christlicher Glaube zu bewirken vermag, wenn er zum tragfähigen Fundament menschlicher Existenz wird. Er tut dies, indem er Günter de Bruyns Frage zitiert: «Warum soll ich nicht lügen, nicht stehlen, nicht bestechen, nicht betrügen, nicht unterdrücken, nicht töten? Ist doch eine berechtigte und tiefgreifende Frage, die sich mit polizeilichen und juristischen Festlegungen allein nicht beantworten lässt.» Ihr geht er im zweiten und dritten Teil seines Buches nach, wenn er die (literarische, theologische und pastorale) Auseinandersetzung mit der Großstadt Berlin nachzeichnet und sich dem Problem stellt, wie Glaubende und Nichtglaubende zu Beginn des 21. Jahrhunderts «gut» miteinander leben können.

Im Folgenden drucken wir aus dem ersten Teil des Buches das Kapitel «Heimatkunde: zwischen Himmel und Hölle» (Thomas Brose, Zwischen Himmel und Erde. Christ sein in einer säkularen Welt. Echter Verlag, Würzburg 2008, 24-30) ab. Die Formulierung

des Haupttitels und der Untertitel sind redaktionell. Außerdem sei auf die umfangreiche Studie des Verfassers hingewiesen: Johann Georg Hamann und David Hume. Metaphysikkritik und Glauben im Spannungsfeld der Aufklärung. Band 1 und 2. Frankfurt/M. 2006. (N.K.)

Du sollst schnell mal hochkommen.» Diese Aufforderung, wie beiläufig in der kleinen Pause von einer Mitschülerin in der vierten oder fünften Klasse zugerufen, versetzte mich nicht gerade in Begeisterung. Wer freut sich schon, wenn er zum Direktor muss? Die Überbringerin der Botschaft beobachtete meine Reaktion denn auch ziemlich genau. Da ich bei einer hastigen Gewissensforschung nichts Gravierendes entdecken konnte – bis auf kleine Keilereien mit Schürfwunden war seit Wochen nichts Außergewöhnliches vorgefallen – trat ich den unvermeidlichen Gang wenigstens äußerlich gelassen an. Mein schüchternes Klopfen an einer großen Tür wurde von einer ermunternden Aufforderung beantwortet. Beim Eintreten dachte ich: So schlimm kann es wohl nicht werden.

Was dann folgte, war – äußerlich betrachtet – überhaupt nicht schlimm. Ganz im Gegenteil. Es ging um eine Buchprämie für eine meiner Zeichnungen. Zuerst konnte ich mich kaum daran erinnern. Dass der für seine Strenge bekannte Direktor mein Bild lobte und als «realistisches Kunstwerk» würdigte, war mir natürlich viel lieber als ein weiterer Hinweis auf Disziplinmangel oder Beschwerden besorgter Eltern. Aber, um es klar zu sagen: All das hätte ich heute längst vergessen. Trotz der Belobigung des Direktors spürte ich nämlich in jenem Augenblick langsam ein Gefühl der Beklemmung in mir aufsteigen. Denn die wiederaufgetauchte Tuschzeichnung – sie stammte aus dem Anfangsstadium meiner Schulkarriere – erschien mir beim Betrachten nicht mehr geheuer. Wie hatte ich das bloß zu Papier bringen können?

Etwa drei Jahre nach Ausführung des Bildes konnte ich mir über meine Beweggründe, so etwas zu malen, kaum noch klar werden. Natürlich erkannte ich das, was da unter der Überschrift «Wir

schützen unsere Heimat» dargestellt worden war: Es ging um eine Heimat, die mit der Waffe in der Hand verteidigt werden sollte. Aber dass ich als junger Christ, der sich im Religionsunterricht der Gemeinde für den großen Schalom Gottes begeisterte, Friedenstauben zeichnete und im Kindergottesdienst durch lebhaftige Mitarbeit auffiel, so etwas gemalt haben sollte, erschien mir abwegig. Noch heute erinnere ich mich nicht ohne Scham an die prämierte schulische Auftragsarbeit: Mein Soldat lag auf einem Hügel. Dort fand er Schutz und Halt, um aus dieser Deckung heraus auf den Feind zu zielen – im Hintergrund brachen Panzer durchs Gebüsch, am Himmel jagten Flugzeuge.

«Umfassendes pädagogisches Konzept»

Was da ein Siebenjähriger als Ausdruck einer Militarisierungspolitik malte, hat noch dem Siebzehnjährigen zwiespältige Gefühle bereitet und mich zu Anfang der achtziger Jahre bewogen, mir den Aufnäher «Schwerter zu Pflugscharen» zu besorgen. Das Tragen des für die Friedensdekade 1981 angefertigten Textdrucks wurde jedoch schon ein Jahr später unbarmherzig von der Staatsmacht verfolgt. Die Mächtigen fühlten sich im Mark bedroht. Denn mit der biblischen Mahnung, die Schwerter in Pflugscharen umzuschmieden, wurde ihr Freund-Feind-Weltbild plötzlich massiv in Frage gestellt. Nicht zufällig ist darum der Dichter, Dissident und Psychologe Jürgen Fuchs für seine Kritik am DDR-Militarismus unbarmherzig bekämpft worden. In dem Band Pappkameraden schreibt er: «Ja, ich habe geschossen / Ja, ich habe mich in die Schützenmulde gelegt / Und losgeballert / Mit Brecht und Biermannliedern im Kopf / Lag ich da / Und die Kumpels haben gelacht und gesagt: / Ist doch nicht ernst / Nur eine Übung / Nicht ernst.»¹

Als ich später meine Erinnerung durchging, kam mir der Gedanke: Die Soldaten-Zeichnung war zentraler Teil eines umfassenden pädagogischen Konzepts: der «Heimatkunde». Heimat verband sich mit einer «Kunde», in der nicht nur gelehrt wurde, welche Gänge ein Maulwurf gräbt, sondern auch, wie bedroht «das Vaterland» sei und dass man es bloß mit unerbittlichem Hass gegenüber dem Feind verteidigen konnte. Der Heimatkunde-Unterricht machte sich die Sangesfreude und den Lerneifer junger Leute zunutze. Unser Repertoire an Liedern war riesig. «Gelernt ist gelernt» sagen manche Ostdeutsche noch heute und stimmen Strophen an wie «Soldaten sind vorbeimarschiert / in gleichem Schritt und Tritt. / Wir Pioniere kennen sie / und laufen fröhlich mit.» Mir, dem geschickten Soldaten-Zeichner, ist erst viel später aufgegangen, dass ich das unter anderen Bedingungen, ohne Kirche als Kontrastgesellschaft und eine bergende Familie, wohl auch hätte werden können: ein kleiner Mitläufer.

Am Anfang heimatkundlicher Schulstunden wurde häufig «Unsre Heimat» gesungen. Alles fand darin seinen Platz: «Unsre Heimat, / das sind nicht nur die Städte und Dörfer, / unsre Heimat sind auch all die Bäume im Wald. / Unsre Heimat / ist das Gras auf der Wiese, das Korn auf dem Feld [...] und wir schützen sie, weil sie dem Volke gehört / weil sie unserem Volke gehört.» Ich denke: Wenn Geisteswissenschaftler gegenwärtig über den «iconic turn» und die «Macht der Bilder» nachdenken, ist zugleich daran zu erinnern, dass für nicht wenige in den neuen Ländern die «Heimatkunde»-Erziehung weiterhin Prägekraft besitzt. Sie lieferte früheste Maßstäbe, um im späteren Leben das Unbekannte und Fremd-Bedrohliche einzuordnen. In einen großen Diskurs über Bilder-Macht ist auch das über vier Jahrzehnte in der DDR vermittelte Menschenbild einzubeziehen. Es scheint heute fast vergessen, dass zuerst die Schule und später die Volksarmee Institutionen waren, die mit größter Härte durchgriffen, um Kindern und jungen Erwachsenen ein festes Feind-Bild beizubringen. Treffsicher hat Jürgen Fuchs über das für Schulanfänger obligatorische «Fach Schönschreiben» gedichtet: «Aber gewiss doch: / Nach Schablone / Und in Schönschrift / Tanzt kein Buchstabe / Aus der Reihe / Liegt kein Wort / Schief.»²

¹ Jürgen Fuchs, Pappkameraden. Gedichte. Reinbek 1981, 9.

² Udo Scheer, Jürgen Fuchs. Ein literarischer Weg in die Opposition. Berlin 2007, 63.

Ich frage mich auch: Welche Konsequenzen hat das heute? Wie kann jemand, der von seinen Lehrern eingebläut bekommen hat: Religion ist unwissenschaftlich, ist Opium für das Volk und zum Absterben verurteilt, überhaupt tolerant damit umgehen, wenn in seiner Heimatstadt plötzlich eine Moschee gebaut werden soll? Der Kampf gegen die Ideologie des Atheismus und die Vorstellungen aus dem DDR-Kosmos ist längst nicht überflüssig geworden.

Kollektives Gedächtnis aller Heimatkunde-Sozialisierten

Ich möchte anhand zweier Erfahrungen von gegensätzlichen Modellen berichten, wie man unter repressiven Bedingungen mit seinem Glauben umgehen kann: *Die Montagsangst*³ lautet der sprechende Buchtitel von Caritas Führer. Beim Lesen ihres Bandes fühle ich mich an verdrängte Schulerlebnisse erinnert. Mir wird klar, dass vieles, was ich später getan habe, in enger Beziehung zum Problem «Angst» steht. Caritas Führer beschreibt, was junge Christen erleben konnten: Der Himmel der sozialen Anerkennung und die Hölle der Ausgrenzung liegen für sie in der Schule dicht beieinander. In ihrem schmalen, aber gehaltvollen Buch schildert die Autorin ganz unsentimental das Drama eines hochbegabten Kindes in einer Außenseiterrolle. In ihrer Geschichte, die Ende der sechziger Jahre irgendwo in Sachsen spielt, schildert Führer, was es heißt, gespalten zu existieren und den allwöchentlichen Schulanfang mit einem Schuldirektor, der für sie «Inbegriff der Macht» ist, geradezu panisch zu fürchten.

Auf ganz andere Weise – und damit im himmelweiten Kontrast zur *Montagsangst* – beschreibt Kathrin Aehnlich ihre Kindheit. *Wenn ich groß bin, flieg ich zu den Sternen*⁴ heißt ihr Band. Die Leipzigerin schildert darin leichtfüßig Begebenheiten ein und derselben Zeit, die sie aber völlig anders als Führer erlebt. Gleich zu Anfang erzählt die Verfasserin augenzwinkernd von einem schulischen Geburtstagerlebnis der besonderen Art. «Nach dem Lied sprach meine Lehrerin von einem denkwürdigen Datum und von einem besonderen Tag. Allerdings war es nicht meine Geburt, die vor neun Jahren für Schlagzeilen gesorgt hatte, sondern eine kleine silberne Kugel [...]. Alle sangen, weil ich heute Geburtstag hatte, ich und der berühmte Sputnik. So nannte ihn meine Heimatkundelehrerin. Sie nutzte die Gelegenheit, uns von der Hündin Laika zu erzählen, von Juri Gagarin und von Walentina Tereschkowa, der ersten Frau im Weltall.» Die Autorin ruft Namen auf, die im kollektiven Gedächtnis aller Heimatkunde-Sozialisierten fest verankert sind. Überhaupt bedient sich Aehnlich gewitzt solcher Codes und Sprachhülsen, die ostdeutsche Kindheitsmuster prägten und heute auf augenzwinkerndes Einverständnis abzielen.

Caritas Führer dagegen mutet ihren Lesern mehr zu. Sie beschreibt, wie zwei konkurrierende Mächte regelrecht um ihre kindliche Seele streiten: Elternhaus und Schule. Das überforderte Mädchen gerät in eine hoffnungslose Lage, ihre Seele ist in Gefahr. Denn sie kann es keinem Recht machen. Weil die Schule von ihr nicht nur Erkenntnisse fordert, sondern regelrechte Bekenntnisse, geht ein Riss durch ihre Welt. Die Klassenbeste vermag nicht, in das abverlangte sozialistische Credo einzustimmen. Obwohl sie sich mit allen Fasern danach sehnt, dazugehören, bleibt sie durch ein kleines biografisches Detail dauerhaft von den anderen getrennt: Führer ist Pfarrerstochter. Darum kriegt sie keine Chance. Sie gehört nicht dazu. Trotz glänzender Noten wird die Protagonistin aufgrund «mangelnder gesellschaftlicher Arbeit» nicht zum Abitur zugelassen; sie war nämlich weder bei der Jugendorganisation Junge Pioniere noch Mitglied der FDJ. Mit einem Stil, der jedes überflüssige Wort scheut, ruft Führer auch mir beim Lesen das ins Bewusstsein, was ich einst als angstmachend erlebt habe: Anderssein, Fremdsein und Christsein – sie führten zur Ausgrenzung. Demgegenüber lebt es sich bei Kathrin Aehnlich leichter, aber auch seichter. Zwar deutet sie einen Konflikt zwischen

³ Vgl. Caritas Führer, *Die Montagsangst*. Köln 1998.

⁴ Vgl. Kathrin Aehnlich, *Wenn ich groß bin, flieg ich zu den Sternen*. Leipzig 1998.

sozialistischer Schule und evangelischer Christenlehre an, aber hier fehlen die tragischen Untertöne. Wenn ihr Vater Religionsunterricht damit begründet, alle aus seiner Familie seinen dorthin gegangen und anständige Menschen geworden, klingt dabei das Echo protestantischer Volkskirchlichkeit nach. Die Schülerin entscheidet sich jedoch für die «neue Zeit», schwänzt die Christenlehre und folgt dem Lockruf der Sterne: «Welcher Pionier möchte Kosmonaut werden?» Indem ich Aehnlich und Führer lese, entdecke ich altbekannte Muster wieder: Da ist einmal der spielerische Umgang mit Material aus dem ostdeutschen Spracharchiv, das, neu montiert, für geschulte Leser komische Konstellationen und ostalgische Gefühle heraufbeschwört. Auf der anderen Seite steht bei Caritas Führer ein Kind, das immer wieder in Panik gerät, weil unvereinbare Menschenbilder kollidieren. So eine Kindheit: Das war manchmal die Hölle.

Noch zu meiner Schulzeit in den siebziger Jahren waren im Osten Deutschlands Vokabeln wie «Glaube» und «Gott» verpönt.

Dagegen wurden jedoch «ständige Kampfbereitschaft» und «Hass» gepredigt. Verbreitung fand eine realsozialistische Gruppenideologie, die geradezu manichäistisch zwischen Gut und Böse – Freund und Feind – unterschied und für alles einen Sündenbock zu benennen wusste: den bösen Westen. Noch bis zum Zerfall der DDR wurde in den Medien so argumentiert.

Zu den schlimmen Hinterlassenschaften der DDR gehört heute ein fremdenfeindliches Grundrauschen. Darum frage ich: Sind jene Sündenbocktheorien vielleicht noch immer virulent, wenn Nicht-Einheimischen und Angehörigen fremder Kulturen in den ostdeutschen Ländern Hass und Gewalt entgegenschlägt? Als ich anlässlich von Gewaltausbrüchen gegen Ausländer in einer sächsischen Kleinstadt mit Lutz Rathenow ins Gespräch komme, meint der Schriftsteller: «Der Stumpfsinn vieler junger Männer macht rassistische Anleihen. Er kippt ins Aggressive um, weil er am eigenen Glangweitsein verzweifelt.»

Thomas Brose, Berlin